

Verschlungene Wege in eine neue Heimat



Von Bernd Sterzelmaier

Am Schwarzen Meer verschwimmen die Grenzen zwischen Sprachen und Kulturen. Das Donaudelta mit der Dobrudscha gehört längst zu Rumänien. Doch dort wird nicht nur rumänisch, sondern auch griechisch, russisch, türkisch, bulgarisch und deutsch gesprochen. Die Dobrudschadeutschen wurden im und nach dem Zweiten Weltkrieg zum Spielball der Geschichte. Beim jährlichen Seminar berichteten deren Nachkommen, wie Flucht und Integration die Familien geprägt hat. Tagungsorte waren das Marthahaus und das Felicitas-von-Selmenitz-Haus in Halle an der Saale.

„Die Dobrudschadeutschen in der DDR und der BRD von 1949 bis heute“ war das Thema, das von den 22 Teilnehmern und den Referenten aus unterschiedlichen Perspektiven beleuchtet wurde.

Titus Möllenbeck, Leiter der katholischen Akademie Haus am Maiberg in Heppenheim, hatte das Seminar vorbereitet, das von der Bundeszentrale für politische Bildung finanziell gefördert wird.

Der Vortrag des Vikars Hannes Hofmann war zwar nicht Teil des offiziellen Programms. Doch das, was er während eines zweimonatigen Praktikums in der Dobrudscha erlebt hat, bildete den Auftakt zu drei abwechslungsreichen Tagen. Überschattet wurden die Diskussionen vom Krieg in der Ukraine. Dobrudschadeutsche bilden mit deutschstämmigen Menschen aus Bessarabien und aus der Ukraine den Kulturraum, der sich kaum eingrenzen lässt.



Schaubild 1: Stadtrundgang, Gruppenbild an der Martin Luther Universität

Auch der von Anne Kupke-Neidhardt geführte Stadtrundgang am Freitagmorgen gehörte noch nicht zum eigentlichen Seminarprogramm. Sie ist Ansprechpartnerin im „Zeit-Geschichte(n) Verein für erlebte Geschichte“. Die Informationen der Historikerin über ihre Heimatstadt Halle trugen zum

Verständnis bei, als es um den Vergleich zwischen Bundesrepublik und DDR im Hinblick auf An-, Um- und Aussiedlung ging. Beim Rundgang wurden nach 1945 wichtige Orte aber auch Orte der Wendezeit 1989 vorgestellt.

Im Selmenitzhaus begrüßte Probst Dr. Johann Schneider die Seminarteilnehmer nicht nur als Hausherr und als Regionalbischof des Sprengels Halle-Wittenberg. Schneider wurde in Mediaş in Rumänien als Nachkomme von Siebenbürger Sachsen geboren. Er siedelte im Alter von 22 Jahren mit seiner Familie nach Deutschland über, absolvierte eine Lehre als Werkzeugmacher und studierte Theologie. 2004 wurde er an der Universität Erlangen-Nürnberg mit einer Arbeit über die orthodoxe Kirche promoviert. Schneider weiß aus Erfahrung, wie wichtig Sprache und Kultur „in der Wahrnehmung des Anderen“ sind.



v.l.: Dr. Weger, Michael Panzner, Probst Dr. Johann Schneider

Nach den Berichten des evangelischen Theologen begann die von den Referenten Michael Panzner und Dr. Tobias Weger geleitete Gruppenarbeit. Panzner ist interkultureller Berater und Trainer. Der Privatdozent Weger ist Historiker und Volkskundler am Institut für deutsche Kultur und Geschichte (IKGS) an der Ludwig-Maximilians-Universität München.

In den Arbeitsgruppen sollten die Teilnehmer aus ihrer jeweils subjektiven Sicht erzählen: Von den Grundzügen der dobrudschadeutschen Geschichte bis 1945, von der Flucht aus den Ansiedlungsgebieten bis zur Ankunft in den Besatzungszonen.

So berichtete Sigrid (Jahrgang 1951), wie ihre Eltern von Bessarabien in den Warthegau umgesiedelt wurden, das Gebiet rund um die Städte Posen und Łódź, das heute Teil der Republik Polen ist. Auf der Flucht vor der Roten Armee kam die Familie 1944/45 über die Oder nach Sachsen. Das Ziel des Großvaters, bis nach Schwaben zu kommen, war nicht mehr zu erreichen. Die sowjetischen Truppen hatten den Flüchtlingstreck längst überholt.

In vielen Fluchtgeschichten spielten die Frauen die zentrale Rolle. Weil die Männer an der Front waren, mussten vor allem Mütter die Flucht organisieren. So kam auch der Vater von Sigrid erst in

Sachsen zur Familie. Im Krieg hatte er ein Bein verloren. Nach einer Schneiderlehre konnte er zum Unterhalt der Familie beitragen. Die Mutter arbeitete in der Landwirtschaft. Sigrid erreichte das Traumland ihrer Vorfahren, als sie kurz vor dem Fall der Mauer von der DDR nach Baden-Württemberg floh.

Auch die Eltern von Gabriela (Jahrgang 1950) stammt aus der Gegend von Łódź, ihr Vater aus Dortmund. Sie wohnt mit ihrem Mann Erwin in Weißenfels bei Naumburg an der Saale. In ihrer Ehe nimmt sie Anteil an der Fluchtgeschichte ihres Mannes. Erwin war viele Jahre lang Organisator der »Dobrudschatreffen«, im Raum Sachsen-Anhalt. Heute finden diese Treffen für alle Interessenten statt.

Die Organisation dieser Treffen hat mittlerweile sein Cousin Heinz-Jürgen Oertel übernommen. Oertel und dessen Ehefrau Sabine wohnen in Halle. Sie gehörten wie das Ehepaar Hartmut und Susanne Knopp zu dem Team, das das Seminar mit organisiert haben. Hartmut Knopp ist Geschäftsführer des Bessarabien- und Dobrudschadeutschen Vereins in Stuttgart.

Unter den Seminarteilnehmern war wieder Hans Issler (Jahrgang 1934), der einzige, der noch in der Dobrudscha geboren wurde. Er ist Mitautor der Familienchronik „Die Isslers – Eine Familiengeschichte – Eine Zeitreise durch 500 Jahre“, in der der Lebens- und Leidensweg seiner Eltern und Geschwister beschrieben wird.

Zurück zu den Erinnerungen während der Gruppenarbeit: Andreas (Jahrgang 1967) gehört schon zur Enkelgeneration, die die Fluchtgeschichten nur aus Erzählungen der Großeltern kennen. Er berichtete, wie sein Großvater nach der Flucht in Lützen bei Leipzig eine neue Heimat und auf dem damaligen Rittergut Domsen Arbeit gefunden hat. Im Krieg hatte er einen Arm verloren. Nach der ersten Landreform in der DDR gehörte Cismaks Großvater zu den sogenannten Neubauern, bis die zweite Landreform deren Höfe zu Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften (LPG) vereinigte.

Die Ergebnisse der Gruppenarbeit wurden im Plenum präsentiert und verglichen, bevor Michael Panzner (Jahrgang 1968) über die Vorgeschichte des Krieges in der Ukraine berichtete. Panzners Ehefrau Viorika (Jahrgang 1966) stammt aus der Dobrudscha. Sie kam 1990 nach Deutschland. Die beiden Kinder (Jahrgang 2008) sprechen auch rumänisch, die Sprache ihrer Mutter.

Kiew, Odessa, Lemberg, die Krim: Die Seminarteilnehmer und die Referenten kennen Land und Leute zwischen Donau und Don und auf beiden Seiten der Karpaten. Weger erzählte, wie er schon vor 30 Jahren nach Kiew gereist ist und wie er in die Dobrudscha kam. Auf den „Verschlungenen Wege in eine neue „Heimat“ war das Thema seines Vortrags. Obwohl es kaum verlässliche Quellen gibt, forscht Weger weiter, um herauszufinden, wie sich die Dobrudschadeutschen in der späteren DDR angesiedelt haben. „Zwischen Integration und Überwachung“ bewegte sich deren Erinnerungskultur. Verbände wie der Bund der Vertriebenen (BdV) oder die Landsmannschaften waren in der Sowjetischen Besatzungszone und späteren DDR verboten. Sie galten im SED-Staat als revanchistisch und standen der staatlich verordneten deutsch-sowjetischen Freundschaft im Weg.



Einige Teilnehmer im großzügigen Saal des Selmenitzhauses (Corona)

Anne Kupke-Neidhardt und ihre Vater Wolfgang Kupke waren am Samstagnachmittag die Referenten im Selmenitzhaus. Wolfgang Kupke wurde in Schlesien geboren. Als Kind sah er von Elternhaus aus, wie sich die Flüchtlingstrecken Richtung Westen bewegten. Dass es höchste Zeit war, selbst die Flucht zu ergreifen, war seinen Eltern zunächst nicht bewusst. Die russischen Panzer rollten im Januar 1945 von Warschau kommend in die Stadt. Bei Temperaturen von 20 Grad unter Null ließen viele der Vertriebenen ihr Leben.

Kupke ist Autor des Erfahrungsberichts „Totgeschwiegen - Das Thema Umsiedler und Vertriebene in der DDR-Zeit aus politischer Sicht bzw. als Thema der Staatssicherheit“. Kupke wurde 1939 in der Nähe von Breslau (Wrocław) geboren. Mit den Eltern und der älteren Schwester kam er nach Grünberg (Zielona Góra) und später nach Welun (Wieluń). Dort hätte er sogar auf Hans Issler treffen können.

Diese Fluchtgeschichte ist ungewöhnlich, weil sich Kupkes Eltern nicht einig waren. „Mein Vater wollte in die amerikanische Besatzungszone, meine Mutter wollte nach Hause“. Nach Hause, das war immer noch die Heimat im heutigen Polen. So ging es von Görlitz auf einer Notbrücke zurück über die Neiße. Auf dem Rückweg sei die Mutter mehrfach vergewaltigt worden. Als sie im Juni 1945 den eigenen Hof erreichten, standen in den verlassenen Häusern noch die Weihnachtsbäume. Am 24. Juni wurde die Vertreibung endgültig. „Alle raus!“, hieß es.

Den Rückkehrern blieb 20 Minuten Zeit, sich ein zweites Mal auf den Weg Richtung Westen zu machen. Nach acht Tagen Fußmarsch erreichte dieser Treck die Stadt Guben. Auf ihren Irrwegen durch die Lausitz seien sie mehrfach ausgeplündert worden. Wolfgang Kupkes Vater, in der Heimat Besitzer eines Bauunternehmens, habe als Knecht gearbeitet. Kupke kann es heute noch nicht fassen, dass für ihn am 1. September 1945 der reguläre Unterricht mit richtigen Schulbüchern begann. Er bestand 1957 das Abitur, die Familie hatte sich zunächst in Mücheln niedergelassen, wo der Vater im Braunkohle-Tagebau Arbeit gefunden hatte.

Kupke ist immer wieder in die alte Heimat gereist. Er berichtete, dass es jahrzehntelang kein Andenken an die deutschen Bewohner gegeben habe. Das habe sich mittlerweile geändert. Die junge

Generation von Polen frage nach diesem Kapitel der Geschichte und pflege das, was an Erinnerungsstücken übrig geblieben ist.

Neben Vater und Tochter Kupke, gehörte Dr. Christoph Bergner (Jahrgang 1948) zu den Referenten. Bergner war in seiner Zeit als Bundestagsabgeordneter des Wahlkreises Halle Beauftragter der Bundesregierung für Aussiedler und nationale Minderheiten. Von 1993 bis 1994 war der CDU-Politiker Ministerpräsident von Sachsen-Anhalt.

Bergner setzt sich dafür ein, dass alle Menschen, die unverschuldete unter den Folgen des Zweiten Weltkriegs zu leiden hatten, nach den gleichen Regeln entschädigt werden. „Kriegsfolgenbewältigung muss Friedenskonsolidierung sein“, nach diesem Prinzip richtet Bergner nach eigenen Worten seine Arbeit aus.



v.L.: Dr. Christoph Bergner, Anne Kupke-Neidhardt, Wolfgang Kupke

Hintergrund

Der Bildungsreferent Titus Möllenbeck, dessen Großeltern aus diesem Gebiet im heutigen Rumänien stammen, hatte 2016 in Heppenheim die Initiative ergriffen, damit dieser Teil der Geschichte des Zweiten Weltkriegs nicht in Vergessenheit gerät und die Dobrudschadeutschen in Verbindung bleiben. 13 Millionen Menschen hatten während und nach dem Zweiten Weltkrieg unter Flucht und Vertreibung zu leiden. Die Bewegungen unterschiedlicher ethnischer Gruppen hatten das Ausmaß einer Völkerwanderung. Unter den Vertriebenen war die deutschstämmige Bevölkerung aus dem Ostseeraum, aus Schlesien und aus dem Sudetenland. Kaum bekannt ist, dass der NS-Staat 120.000 Bürger mit deutschen Wurzeln aus den Regionen am Schwarzen Meer „heim ins Reich“ holte. Darunter waren die Mehrzahl Menschen aus Bessarabien und 15.000 Dobrudschadeutsche. Wie aus den Referaten von Dr. Tobias Weger hervorgeht, blieben die Versprechungen, mit denen Umsiedler gelockt wurden, meist unerfüllt. Oft gab es anstelle von großen Höfen in Polen jahrelanges Leben in Lagern. Zudem war viel Gepäck auf der Reise verloren gegangen.

Wer sämtliche Strapazen überstanden hatte, wurde mit der Gewissheit konfrontiert: Er bewirtschaftete jetzt einen Hof, dessen Besitzer die Wehrmacht und SS vertrieben hatten. Doch es erreichten längst nicht alle das Ziel: Wer nicht als „reinrassig“ galt, wurden schon im Lager aussortiert und

von dort an die Front oder ins KZ geschickt.

Im KZ wurden auch diejenigen „umerzogen“, die sich weigerten, die Weiterreise nach Polen anzutreten. Einige wurde zurückgeschickt an die Donau. Diejenigen, die in den besetzten Gebieten in Polen arbeiteten und den Nachschub für die Ostfront sicherten, wurden nicht glücklich: Als die Rote Armee vorrückte, mussten sich auch die Dobrudschadeutschen den Flüchtlingstrecks anschließen, die sich im Winter 1944/45 auf dem Weg machten, um zumindest ihr Leben zu retten.

Oft war die Odyssee damit noch nicht zu Ende. In der „Kalten Heimat“ waren sie ebenso wenig willkommen wie die anderen Flüchtlinge. Der Rückweg in die alte Heimat blieb vom Eisernen Vorhang versperrt. So suchten viele Familien Anfang der fünfziger Jahre als Auswanderer ihr Glück in Amerika. „Willkommen waren wir nirgendwo“, sagte einer der Seminarteilnehmer.

Viele der Nachkommen berichten, dass sie auch unter schwierigen Bedingungen die Brücken nach Rumänien nie abgebrochen haben.

Im vereinten Europa ist die Spurensuche für die Nachkommen kein Problem. Das Projekt „Offene Kirche Malkotsch“ wurde als ein Beispiel genannt, wo ein Ort der Erinnerung an fast 100 Jahre deutsches Leben in der Dobrudscha (1840 bis 1940) entstehen soll.

Wir freuen uns auf das nächste Dobrudscha-Seminar im nächsten Jahr, 2023.

Halle (Saale) im April 2022